

Bernhard Spielberg

Vitaminspritze aus dem Süden?

**Oder: Warum pastorale Südfrüchte
nicht einfach zu importieren sind**

Die Verwandlung der Raupe in den Schmetterling wird in der Biologie als katastrophale Metamorphose bezeichnet. Zu Recht. Denn ein Schmetterling sieht nicht nur vollkommen anders aus als eine Raupe. Er bewegt und ernährt sich auch anders. Biologisch betrachtet ist er ein vollkommen anderes Lebewesen. Im verpuppten Stadium löst sich die Raupe nämlich nahezu vollständig auf. Nur einige spezielle Zellen, die für das Leben der Raupe bisher keine Rolle spielten, überleben. Aus ihnen bilden sich im Laufe der Metamorphose die Organe des Schmetterlings.

Die Kirche in Europa steht nach Jahrhunderten ihrer selbstverständlichen gesellschaftlichen Verankerung gegenwärtig in einer Phase, die ebenfalls als eine Metamorphose bezeichnet werden kann. Es ist der Gestaltwandel der Formen kirchlichen Lebens. Die Transformation der überkommenen Gestalt der Kirche in eine neue Art, Kirche zu sein, auf deren Grundlage auch die Kleinen Christlichen Gemeinschaften (KCG) stehen, ähnelt der Verwandlung der Raupe. Auch hier passiert in einem scheinbar regungslosen Kokon etwas äußerst Vitales. Grundlegende Elemente dieses ekklesialen Wandels werden im Folgenden dargestellt: Ausgehend von Phänomenen der Verpuppung folgt eine Auseinandersetzung mit dem Import „pastoraler

Südfrüchte“ wie der KCG. Daran schließen sich die theologischen Grundlagen der ekklesialen Metamorphose sowie ein Blick auf Entpuppungen an, also auf Elemente, in denen sich die neue Art, Kirche zu sein, bereits zeigt.

I. Verpuppungen. Was die Kirche vor Ort an ihre Grenzen führt

Das zentrale Problem der Kirche, insbesondere der Pfarrei, ist nicht der Mangel an hauptberuflichem Personal oder an Geld. Zwar machen der Priestermangel oder fehlende Bauzuschüsse häufig konkret deutlich, dass es mit der Kirche nicht so weitergehen wird wie bisher. Die eigentliche Herausforderung ist jedoch fundamentaler. Es ist die Exkulturation der Kirche, also ihre wachsende Distanzierung von den kulturellen, ästhetischen und sozialen Ausdrucksformen der Menschen unserer Zeit. Drei Punkte können das verdeutlichen:

Erstens: Kirchliche Sprache und Binnenkommunikation sind für Außenstehende nicht selten mit hohen Hürden versehen. Das spürt, wer beispielsweise Pfarrbriefe mit den Augen eines Fremden liest. Zwar werden die Namen der Kirchen (St. Matthäus, St. Lukas oder St. Josef) und die entsprechenden Gottesdienstzeiten benannt. Die Adresse der Kirchen oder die zu erwartende Dauer der jeweiligen Feier zählen aber offenbar zum gemeindlichen Geheimwissen lokaler Eingeweihter. Was für sie selbstverständlich ist, stellt für die Fremden – wenn sie die Informationen überhaupt erhalten – jedoch ein Hindernis dar. Wer weiß schon, ob man dort wirklich willkommen ist?

Zweitens: Das Verhältnis vieler Kerngemeinden zu Fremden schwankt zwischen heilsgewisser Überheblichkeit und ängstlicher Zurückhaltung. Besucher, die Kirchen als Touristen oder

zum Mitfeiern der Liturgie besuchen, gelten nur selten wirklich als Gäste und werden dementsprechend behandelt. Auch wer als Neuzugezogener eine neue Gemeinde sucht, muss häufig selbst aktiv werden und hat dann meist die Wahl, sich anzupassen oder eben nicht dazuzugehören. Für die Frage, ob ein Neubaugebiet oder die sich verändernde Bevölkerungsstruktur nicht auch die pastorale Grundausrichtung einer Pfarrei radikal verändern müssten, bleibt im straffen Tagesgeschäft kaum Raum.

Drittens: Kompetenz und Glaubwürdigkeit in religiös-spirituellen Fragen werden der Kirche nicht länger selbstverständlich zuerkannt. Auch nicht von ihren eigenen Mitgliedern. Sehr klar unterscheidet die Mehrheit der Menschen in Deutschland Spiritualität und Religion, das zeigt beispielsweise der international angelegte Religionsmonitor der Bertelsmann-Stiftung.¹ Zwar gelten die Kirchen nach wie vor als Spezialisten für die religiöse Sphäre des Lebens. Ihre Glaubwürdigkeit müssen sie sich jedoch erst verdienen. Nicht allein medial, sondern insbesondere durch die Akteurinnen und Akteure vor Ort. Schließlich, so hat es die französische Religionssoziologin Danièle Hervieu-Léger herausgearbeitet, erfolgt die sogenannte Validierung des Glaubens, also das Erkennen der eigenen religiösen Überzeugungen als wahr und tragend, nicht länger institutionell („Was der Pfarrer sagt, das stimmt“) oder gemeinschaftlich („Wir spüren, dass wir gemeinsam den richtigen Weg gehen“), sondern in individuellen, dialogischen Aushandlungsprozessen.² Anders gesagt: Es sind weniger klare Ansagen gefragt als vielmehr auskunftsfähige und interessante Gesprächspartner.

1 Vgl. Bertelsmann Stiftung (Hg.), Religionsmonitor 2008, Gütersloh 2007. Darin insbesondere: Armin Nassehi, Erstaunliche religiöse Kompetenz. Qualitative Ergebnisse des Religionsmonitors, in: Ebd., 113–132.

2 Danièle Hervieu-Léger, *Le pèlerin et le converti. La religion en mouvement*, Paris 1990.

Die Phänomene der Exkulturation, die insbesondere die gemeindlichen Orte der Kirche prägen, sind letztlich ein Selbstabschluss von dem, was um sie herum vor sich geht. Was Menschen heute bewegt, wird auf diese Weise kaum mehr wahrnehmbar. Kirchliche Entwicklungsprozesse – egal, ob von der Leitung oder von Bewegungen an der sogenannten Basis initiiert – müssen sich daher Rechenschaft geben, wozu die Maßnahmen dienen sollen: zur Bewahrung des Status quo, zur Realisierung einer individuellen Kirchenvision oder zum aggiornamento des Evangeliums. Denn die „zurückgehenden Priesterzahlen sind zwar Anlaß für Veränderungen in den Bistümern. Die eigentliche Begründung für kirchlichen Handlungsbedarf ist freilich der veränderte sozio-kulturelle Kontext unserer gegenwärtigen Situation. Oder anders gesagt: Wir müßten auch handeln, wenn wir noch hinreichend genug Priester hätten!“³

II. Unterscheidungen. Warum „pastorale Südfrüchte“ nicht einfach zu importieren sind

Kleine Christliche Gemeinschaften, wie es sie seit Jahrzehnten nicht nur in Afrika und Asien gibt, erscheinen vor dem Hintergrund der europäischen Situation nicht wenigen als pastorale Südfrüchte mit besonders hohem ekklesialem Vitamingehalt. Schließlich stehen sie auf den ersten Blick für genau das, was man sich auch hier wünscht: Communio statt Clinch, Spiritualität statt Sitzungskatholizismus, lokales Engagement statt binnenfixierter Enge sowie für nicht-dominierende Leitung und Teamarbeit statt Pfarrherrlichkeit. Auf den zweiten Blick wird jedoch deutlich, dass diese Südfrüchte nicht einfach nach Mitteleuropa zu importieren sind. Schließlich sind sie auf einem anderen Bo-

³ Joachim Wanke, Zukunft der (Pfarr-)Seelsorge. Referat beim Studienhalbttag der Deutschen Bischofskonferenz am 7. März 2001 in Augsburg.

den und in einem anderen Klima gewachsen. Neben prinzipiellen theologischen Anfragen sind es daher auch soziokulturelle und kirchlich-pastorale Gründe, die gegen ihre vorschnelle Vereinahmung für die eigene Kirchenvision sprechen.

1. Soziokulturelle Differenzen

In soziokultureller Hinsicht fallen insbesondere drei Unterschiede zwischen den Ursprungsländern der KCG einerseits und unserer Region andererseits auf. Zum einen ist das die existenzielle und direkte Spiritualität, mit der viele Menschen in Asien und Afrika auf biblische Texte zugehen. Sie steht Christen im aufgeklärten Abendland nicht mehr einfach zur Verfügung. So wichtig die sogenannte zweite Naivität auch ist – sie ist etwas anderes als die erste. Zum zweiten unterscheidet sich das Verhältnis des Einzelnen zur Gruppe diametral. Während sich in den Mutterländern der KCG der Einzelne über seine Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft identifiziert, ist es in unseren, von der Individualisierung geprägten Breiten umgekehrt: Gemeinschaften bilden sich in Abhängigkeit von der Zustimmung ihrer Mitglieder. Das ist nicht zuletzt für das Verständnis von Gemeinde von eminenter Bedeutung. Zum Dritten sollte nicht außer Acht bleiben, dass der nachbarschaftliche Nahbereich, der für die Gruppenbildung im afrikanischen und asiatischen Kontext häufig als praktikabler Rahmen dient, in hochdifferenzierten mitteleuropäischen Gesellschaften kaum tauglich ist, um Vergemeinschaftungsprozesse zu initiieren.

2. Kirchlich-pastorale Differenzen

Auch das kirchliche und pastorale Klima unterscheidet sich beträchtlich. In den meisten asiatischen Ländern spielt die Kirche erst seit wenigen Jahrzehnten als gesellschaftlicher und religiöser Akteur eine Rolle und agiert dort – mit Ausnahme der

Philippinen – in einer deutlichen Minderheitensituation. Aber sie wächst. Anders sieht es in Europa aus. Hier haben sich über die Jahrhunderte Kirche, Staat und Kultur aufs engste miteinander verwoben. So weit, dass man zwischenzeitlich die drei nicht einmal als jeweils eigenständige Elemente hätte erkennen können. Die Geschichte hat in der Landschaft, im Dorf- und Städtebau sowie in den Mentalitätsmustern Spuren hinterlassen.

Innerhalb ihrer eigenen Strukturen unterscheidet sich die Kirche in Deutschland ebenfalls deutlich von den meisten anderen Kirchen. Ihre Pluriformität ist beeindruckend. Neben der nahezu flächendeckenden Territorialstruktur – es gibt keinen Ort, für den nicht mindestens ein Seelsorger zuständig wäre (!) – gibt es eine unüberschaubare Zahl kirchlicher Organisationen, Verbände, Einrichtungen und Initiativen. Ein pastorales Konzept mit dem Anspruch der Allgemeinverbindlichkeit, wie es der Asian Integral Pastoral Approach (AsIPA) zumindest in der Theorie ist, kann sein Potenzial in dieser Situation nicht anders entfalten als ein weiteres Angebot unter vielen. Gerade als solches ist er aber nicht gedacht.

Drittens, darauf hat Judith Könemann hingewiesen, ist nicht zu unterschätzen, dass die nach wie vor enge Verwobenheit von kirchlichen und gesellschaftlichen Instanzen, die ebenfalls zum Erbe der Kirche in Deutschland gehört, in diakonischer Perspektive auch die Bekämpfung struktureller Ungerechtigkeit recht effektiv ermöglicht, während das diakonische Engagement in den KCG notwendigerweise auf die Nachbarschaft beschränkt bleibt.⁴

4 Vgl. Judith Könemann, AsIPA: Eine neue Antwort auf eine veränderte Situation?, Referat im Rahmen der AsIPA-Impulstagung am 2. 9. 2006 in Luzern. Im Internet unter www.missio-aachen.de/Images/Koenemann_2006_-_AsIPA_als_eine_neue_Antwort_tcm14-42936.pdf (12. 9. 2010).

3. Prinzipielle Anfragen

Grundlegender als diese Differenzen sind jedoch die prinzipiellen Anfragen, die sich aus theologischer Perspektive stellen. Es sei, so Judith Könemann, insbesondere die Frage, ob es nicht eine Art „kolonialistische Importmentalität“ (Hermann Steinkamp) ist, die die Kirchen im Norden antreibt, wenn sie die in Asien und Afrika entwickelten oder in Südamerika erkämpften Formen kirchlicher Praxis bei sich implantieren wollen. Sie würden damit weder den Ortskirchen dort noch denen hier gerecht. Denn, so äußerte Hermann Steinkamp bereits in den 80er Jahren, sie übernehmen, was sie gut gebrauchen können, „ohne aber den Preis des Kampfes gegen die gesellschaftlich Mächtigen, an dem sich in Lateinamerika oder anderswo Basisgemeinden beteiligen, oft gar entwickeln, [zu zahlen], eines Kampfes, der dort täglich zum Martyrium führen kann.“⁵ Gerade die KCG sind weit mehr als eine Weise kirchlichen Gemeinschaftslebens. Sie sind die Ergebnisse eines langen und intensiven Ringens um die Frage, wie das Evangelium vor Ort gelebt werden kann. Von diesem Ringen um die Neuentdeckung des Evangeliums im Leben der Menschen unserer Zeit können wir uns nicht dispensieren. Anders gesagt: Wir werden nicht die Früchte exotischer pastoraler Pflanzen genießen können, wenn wir diese nicht in unserer Erde verwurzeln und auf unserem Boden wachsen lassen. Nicht die Früchte sind zu importieren, sondern der Samen.

5 Hermann Steinkamp, *Selbstsorge und Parrhesia: antike Vorläufer gruppendynamischer Praxis?*, in: *Gruppendynamik* 29 (1998), 371–378.

III. Metamorphosen.

Welche Inspirationen in Lumko & AsIPA stecken

Die Metamorphose, die viele Kirchen in Asien, inspiriert vom sogenannten AsIPA, dem Asian Integral Pastoral Approach, in den vergangenen Jahrzehnten vollzogen haben, hat in den KCG eine neue Gestalt der Kirche hervorgebracht. Bei aller Unterschiedlichkeit der Praxis in den einzelnen Bistümern, die sich auf den Weg gemacht haben, lassen sich doch drei theologische Erkenntnisse festhalten, die durchaus auch für die Kirche in unseren Breiten Geltung beanspruchen dürfen.

1. Das Leben der Kirche und ihrer Gemeinden hängt von ihrer Fähigkeit zur Inkulturation ab

Die Kirchen Asiens haben die KCG als einen Weg entdeckt, ihrer Berufung als „Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit untereinander“ (LG 1) zu folgen. Insofern ließe sich durchaus sagen, dass die KCG ein Element der Inkulturation des Evangeliums in die Kulturen Asiens sind. Das fordert auch Europa heraus, wo die gewohnte Durchdringung von Kirche, Kultur und Evangelium längst nicht mehr selbstverständlich ist. Aufs Neue ist auch die Kirche in unseren Breiten berufen, die Wege menschlicher Existenz, insbesondere der Armen und Bedrängten aller Art (GS 1), auch in der Spätmoderne mitzugehen. Was Papst Paul VI. bereits 1975 im Dokument *Evangelii nuntiandi* im Hinblick auf die weltweite Mission der Kirche schrieb, muss heute auch angesichts milieudifferenzierter europäischer Gesellschaften ernst genommen werden: Es gibt keine prinzipielle Unvereinbarkeit von Evangelium und Kulturen – oder Milieus.⁶

6 Vgl. Papst Paul VI., Apostolisches Schreiben „*Evangelii nuntiandi*“ an den Episkopat, den Klerus und alle Gläubigen der Katholischen Kirche über die Evan-

Die Grundlagen eines neuen Verhältnisses der Kirche zu den Gegenwartskulturen benennt der Salzburger Fundamentaltheologe Hans-Joachim Sander: Das Problem sei nicht, dass das „konstantinische Format der Kirche, das ihr im Abendland gesellschaftlichen Einfluss und staatliche Anerkennung durch Bündnisse mit den gesellschaftlich bestimmenden Kreisen sicherte, ... Vergangenheit und unwiederbringlich zerbrochen“⁷ ist. Problematisch sei vielmehr die Reaktion darauf: Es ist der Versuch, mit Macht auf den Machtverlust zu reagieren. Wahrscheinlich sei gerade diese Strategie „ein wichtiger Grund dafür, warum die Kirchen zu den Verliererinnen der religionsfreundlichen Postmoderne gehören.“⁸ Die Herausforderung an die Kirche besteht daher gerade darin, sich von dem Anspruch zu lösen, „die Menschen um der eigenen religiösen Gemeinschaft willen auf die Religion des Evangeliums hin orientieren zu wollen“⁹ und sich auf die Suche nach den Orten Gottes in der Gegenwart zu begeben: „Das, was es hier und heute gibt, wird auf Tatsachen durchsucht, die für das Gottespräsenz signifikant sind. ... [Sie] rinnen einer jeden Religionsgemeinschaft durch die Finger, die sich um ihrer eigenen Stabilität willen vom Profanen fernhalten muß. Aber sie konstituieren jene Pastoralgemeinschaft, welche die Kirche zu einer Tätigkeit transformiert.“¹⁰ Anders gesagt: Unsere Ortskirchen in Europa dürfen sich nicht davon dispensieren, die Zeichen ihrer Zeit und ihrer Orte im Licht des Evangeliums zu deuten (GS 4), um darauf aufbauend auf eine neue Art Kirche zu sein. Ähnlich haben es 1996 die Bi-

gelisierung in der Welt von heute, 8. Dezember 1975, in: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Texte zu Katechese und Religionsunterricht, 2. Februar 1998, 5–65 (= Arbeitshilfen 66).

7 Hans-Joachim Sander, Nicht ausweichen. Die prekäre Lage der Kirche, Würzburg 2002 (Glaubensworte), 21.

8 Ebd.

9 Ebd., 24.

10 Ebd., 121.

schöfe Frankreichs in ihrem Brief „Proposer la Foi dans la Société actuelle“¹¹ formuliert: „Wir lehnen jede Nostalgie nach vergangenen Epochen ab, in denen angeblich das Prinzip der Autorität unangefochten galt. Wir träumen nicht von einer unmöglichen Rückkehr zum so genannten Christentum. ... [Wir] meinen, dass die heutige Zeit für die Verkündigung des Evangeliums nicht weniger günstig ist als die vergangenen Zeiten unserer Geschichte.“¹²

2. Ein erneuertes kirchliches Selbstverständnis verlangt erneuerte Ausdrucksgestalten

Um es im Bild zu sagen: Das neue ekklesiologische Betriebssystem „Vaticanum 2.0“ ist mit der bisher gebräuchlichen Hardware nicht problemlos kompatibel. Die großen theologischen Entdeckungen des Konzils wie die Mitverantwortung aller Getauften für die Kirche oder der Abschied vom Leitbild einer *societas perfecta* zugunsten des Selbstverständnisses als Volk Gottes finden in den nach wie vor wirkmächtigen, häufig aus dem 19. Jahrhundert stammenden Strukturen der Gegenwart keinen angemessenen Rahmen. Es sind jedoch die Strukturen, in denen sich die real existierende Ekklesiologie zeigt. Das Diktum der Bauhaus-Architektur „form follows function“, nach dem die Struktur eines Gebäudes seiner Funktion zu folgen hat, gilt im übertragenen Sinne auch für die Architektur der Kirche: Ihr Selbstverständnis muss sich in ihrer Praxis und Struktur zeigen. Genau deshalb ist es unerlässlich, das Teilen der Diens-

11 Les évêques de France, Proposer la Foi dans la Société actuelle. III. Lettre aux catholiques de France. Rapport rédigé par Mgr Claude Dagens et adopté par l'Assemblée plénière des évêques de France, Paris 1996. Auf Deutsch erschienen als: Die Bischöfe Frankreichs: Den Glauben anbieten in der heutigen Gesellschaft. Brief an die Katholiken Frankreichs von 1996, hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2000 (= Stimmen der Weltkirche 37).

12 Ebd. I.1.

te, einen nicht-dominierenden Leitungsstil, die Rotation von Ämtern und die Arbeit im Team einzuüben. Es geht nicht um Anpassung an aktuelle Management-Methoden oder gar um Notlösungen. Es geht darum, das Wesen einer Kirche, die *communio* ist, zur Welt zu bringen.

3. Neue Formen kirchlicher Präsenz und Praxis ergeben sich nicht von selbst – und nicht von jetzt auf gleich

Aus einer Raupe wird nicht über Nacht ein Schmetterling. Metamorphosen brauchen Zeit. So auch kirchliche Gestaltveränderungen. Die Prozesse, die zu den KCG in Asien geführt haben, begannen in den siebziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts. An ihrem Ende sind sie bis heute noch nicht angekommen. Es sind keine Beschwichtigungsflöskeln, wenn Geduld angemahnt wird.

Allerdings – und auch das ist in Asien zu lernen: Es braucht Programme, in denen die neue Art, Kirche zu sein, eingeübt werden und bereits erfahren werden kann. Durch sie zeigt beispielsweise die Leitung eines Bistums, dass es ihr ernst ist mit der Veränderung. Letztlich ist die spannende Frage auch in Deutschland nämlich nicht, wie wir uns die Kirche in 20 Jahren vorstellen, sondern wie wir in und aus den bestehenden Sozialformen neue wachsen lassen können, die dem Wesen der Kirche entsprechen.

IV. Entpuppungen. Was die Kirche vor Ort wachsen lässt.

Man kann nicht am Salat ziehen, sagt ein französisches Sprichwort. Es drückt aus: Wachstum braucht seine Zeit. Auch die Kokons von Raupen brauchen ihre Zeit. Sie brauchen auch das richtige Klima, damit sich in ihnen die geheimnisvolle Verwandlung ereignen kann. Damit sich die neue Art, Kirche zu

sein, heute schon entpuppen kann, sind ebenfalls einige Bedingungen hilfreich.

1. Hereinforderungen und Herausforderungen

Die Entwicklung einer neuen Art, Kirche zu sein, die in der Ekklesiologie des Zweiten Vatikanums gründet und die von der Auseinandersetzung mit den Kulturen der Menschen vor Ort inspiriert ist, findet in einer spannenden Zeit statt. Sie trifft die Diözesen im deutschsprachigen Raum mitten in teilweise radikalen Struktur- und Organisationsentwicklungsprozessen. Die buchstäbliche Herausforderung, die hermetischen kirchlichen Binnenräume zu verlassen und sich der Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen dieser Zeit zu stellen, nehmen genau deshalb viele engagierte Christinnen und Christen nicht an. Denn ihre Kräfte werden im Zuge der Prozesse von „Hereinforderungen“ absorbiert. Von den Fragen nach der eigenen institutionellen Zukunft als Verband oder Pfarrei: Wo steht das Pfarrhaus? Wer darf wann Erstkommunion feiern? Und was wird an Weihnachten passieren? Über Fragen wie diese wird mit Leidenschaft diskutiert. Die Strukturentwicklung ist daran nicht unschuldig. In vielen Diözesen sind die so genannten Pfarreiengemeinschaften oder Pastoralverbände eine Struktur, die es möglich machen soll, möglichst lange so weiterzumachen wie bisher. Die notwendigen Verhandlungen zwingen zur Auseinandersetzung mit Interna und verunmöglichen die Auseinandersetzung mit dem, was Menschen von ihrer Kirche erwarten. Zur Überwindung der Binnenfixierung hilft es, die Zeit für „Hereinforderungen“ bewusst zu begrenzen und sich Zeit zu nehmen für bisher fremde Menschen, insbesondere für diejenigen, die in Kirche und Gesellschaft keine Stimme haben.

2. Professionalisierung und Amateurisierung

Die Professionalisierung der Pastoral hat gegenwärtig einen neuen Höhepunkt erreicht. Noch nie haben so viele Menschen hauptberuflich für die Kirche gearbeitet wie in diesen Jahren. Gleichzeitig nimmt die Zahl pastoraler „Amateure“ ab, derjenigen also, die ihren Dienst im Wortsinn aus Liebe tun. Die Kirche der Zukunft wird eine Kirche sein, die wesentlich von Ehrenamtlichen getragen ist. Daher ist es wichtig, bei der Ausbildung der professionellen Seelsorgerinnen und Seelsorger ihre Qualitäten als „Befähiger“ und „Ermöglicher“ zu trainieren. Aktive Leitungspersonen, insbesondere Priester, brauchen Begleitung beim Berufswechsel vom „Seelsorge-Solisten“, der sein eigenes Instrument perfekt beherrscht, zum „Seelsorge-Dirigenten“, der die verschiedenen Charismen zum Klingen bringen kann.

Die Kirche von morgen wird auch in Deutschland wesentlich eine Kirche der Ehrenamtlichen, der Amateure, sein. Das ist gut, schließlich ist das Leben der eigenen Berufung nicht an einen Arbeitsvertrag gebunden. Ehrenamtliche Frauen, Männer und Jugendliche werden auch Seelsorgerinnen und Seelsorger sein, nicht nur Organisatoren des kirchlichen Vereinslebens. Gerade dort, wo sie als Menschen gefragt sind und mit Menschen in Kontakt kommen können, werden sich Menschen auch gewinnen lassen. Die Hauptberuflichen finden ihre Aufgabe in der Qualifizierung und Begleitung.

3. Abschied und Aufbruch

Wesentlich dafür, dass Neues wachsen kann, ist auch in der Pastoral der Abschied von alten, vermeintlichen Selbstverständlichkeiten. Dessen Gestaltung ist zweifellos auch die schwierigste Aufgabe. Eine pastorale Abwrackprämie, wie sie der Berufsverband der Gemeindereferenten im Erzbistum Pa-

derborn vorgeschlagen hat, ist da eine exzellente Initiative. Prämiert wird, wer nachweisen kann, dass ein mindestens fünf Jahre altes Projekt nicht weitergeführt wird. Wer Abschied genommen hat, hat wieder Zeit zum Experimentieren. Damit neue Samen keimen und zu Pflanzen heranwachsen können, die Früchte tragen, muss der Boden umgegraben werden.

Ein Kokon verrät wenig von der Pracht des Schmetterlings, der in ihm reift. Wie die neue Art, Kirche zu sein, in unseren Breiten genau aussehen wird, vermag heute noch niemand zu sagen. Bei der Metamorphose wachsen die Organe des neuen Lebewesens aus einigen Zellen, die für die Raupe keine Bedeutung hatten. So könnte es auch beim Gestaltwandel der Kirche sein: Die neue Art, Kirche zu sein, wächst aus Zellen, denen man bisher wenig Bedeutung zumaß. Kleine Christliche Gemeinschaften könnten solche Zellen sein.